

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 200.

Mittwoch, 28. August.

1929.

(13. Fortsetzung.)

## Die Robinsonade einer schönen Frau.

Roman von Margarete v. Derken-Hünigeld.

(Nachdruck verboten.)

Lykke beugte seinen langen Oberkörper etwas vor. „Ja, ich muß mich so sehr verändert haben, daß mich meine alten Freunde kaum mehr erkannten. Aber die Bälle sind dieselben geblieben. Sie röhren mich sehr. Doch ich hätte eine Bitte an Sie, lieber Kammerherr! Würden Sie mich jener Dame dort vorstellen, die den Hofball offenbar nur zu dem Zwecke besucht, um aus dem Fenster zu blenden. — Ganz recht, die mit dem rötlichen Haar — sie fehrt uns gerade den Rücken zu.“

Roustad meinte, der Blitz habe neben ihm eingeschlagen.

Die Dame war Aase.

Wie kam sie her? Wie lange stand sie schon dort? Wie konnte es geschehen, daß er ihr Kommen übersehen konnte?

Der Graf verwandte kein Auge von ihm. Seine Kiefern schlossen sich fest zusammen.

Hinter ihm flüsterte ein Badfisch: „Gott, ist der interessant und wie schrecklich elegant! Weißt du, wer das ist?“

„Ganz gewiß ein Jäger oder so was.“

Dem Kammerherrn war kein Wort dieses Gedankenaustausches entgangen. Sehr schnell gewann er die Gewalt über seine Nerven wieder und schritt an Lylkes Seite durch das Gewühl der Tanzenden bis zu den hohen Bogenfenstern, wo Frau Solaker noch immer wie versunken stand und in die stille blaue Nacht hinausstarnte.

Roustad sah ihren Nacken an und wiederholte mechanisch die heute schon so oft gebrauchte Formel:

„Gestatten gnädige Frau, — Graf Lykke bittet um die Ehre, Ihnen vorgestellt zu werden.“

Aase Solaker wandte sich langsam, so daß sie nun das Fenster im Rücken hatte.

Lykke verbeugte sich in der nonchalanten und trotzdem nicht respektvollen Art, die den Kammerherrn von jeher aufgebracht hatte. Sonst fiel ihm nichts auf in dem hageren, braunen Gesicht mit den etwas stark ausgeprägten Badenknochen, über die sich die Haut straffte.

„Gnädige Frau tanzen nicht?“

Die übliche Frage. Er konnte kaum eine trivialere finden. Und Frau Aase antwortete ebenso: „Ich tanze nie.“

Roustad atmete auf. Jener Morgen — er mußte sich getäuscht haben. Blaß war die schöne Frau ja immer, das lag an der Nasse. —

Jaß verzweiflungsvoll suchte er ihre Augen. Doch mit Schreden stellte er fest, daß sie ganz ohne Ausdruck über ihn hinwegblickten — als könne sie ihn dadurch entfernen.

Kammerherr Roustad verbeugte sich und ging.

„Der Liebling der Damen“, sagte Lykke lächelnd, neben ihr am Fenster lehnend. „Aber es ist schade, daß Sie nicht tanzen. Ich hätte Sie um einen Walzer gebeten. Auch ich habe Jahrelang diese „Rosen aus dem Süden“ nicht mehr gehört — und vieles andere nicht — und möchte Verjäumtes nachholen.“

Die letzten Worte sprach er mit gedämpfter Stimme und doch mit Nachdruck. Dabei beobachtete er das schöne Weib scharf, sah, wie ein Schauder über ihren Körper lief und wie sie gewaltsam sich zur Ruhe zwang.

„Entfliehen wir den tanzwütigen Massen“, sagte er leichthin, „die Hofdame hat in verständnisvoller Fürsorge ihr Vorzimmer als Schmollwinkel für unverbesserliche Nichtänzer einrichten lassen. Eilen Sie, man will Sie schon wieder holen. Körbe verärgern und werden als schlechtes Beispiel nicht geschäfft Schaffen Sie sich aus den Augen der Enttäuschten.“

Eine Art Willenslähmung hatte sich Aase bemächtigt. Er bot ihr den Arm, sie nahm ihn. Er schlug eine Portiere zurück und schob zwei Fauteuils an den französischen Kamin, in dem ein Feuer brannte. Von weitem klangen Walzertöne herüber.

Sonst war hier niemand. Zwischen ihnen schwang die Luft. —

Graf Lykke klopfte leicht mit dem Handschuh, den er abgestreift hatte, sein rechtes Knie. Nach dem Takt der Musik draußen — und schien in Erinnerungen versunken.

Da brach Aase das Schweigen, zerstörte die Stimmung gewaltsam.

„Sie sind nicht der, für den Sie sich ausgeben.“ Lykke hielt mit seinem Handschuhspiel inne und musterte sie mit einem verwunderten, ungläubigen Lächeln.

Geraume Zeit verstrich, bis er langsam sagte: „Wie meinen Sie das, gnädige Frau?“

Doch Aase ließ sich nicht einschüchtern.

„Wenn Sie am wenigsten an mich denken, werde ich gerade hinter Ihnen stehen“, flüsterte sie, ohne ihn anzusehen. „Ist Ihr Gedächtnis so schwach?“

Der Graf erhob sich und trat hinter ihren Stuhl. Sein heißer Atem bewegte ihr seines, seidiges Nackenhaar.

„Wenn ich Sie recht verstehe, so wollen Sie mit Ihren rätselhaften Worten andeuten, ich mache mir einen Namen und Titel an, die mir nicht gebühren?“

Aase flammte auf.

„Ich behaupte, daß Sie das eine oder das andere Mal — Komödie gespielt haben —“

Sie fühlte seinen Blick wie ein brennendes Mal auf ihren geschlossenen Augenlidern. Ein Zittern befiel sie, der Wunsch, seiner unerträglichen Nähe zu entfliehen — aber sein Wille bannte sie an ihren Platz.

„Jedenfalls muß ein bedauerlicher Irrtum oder eine Verwechslung vorliegen“, sagte der Graf kühl. „Sie beschuldigen mich, ohne Umschweife ausgedrückt, einer kleinen — nennen wir es — Hochstapelei. Nun also, zu Ihrer Beruhigung diene es — ich bin wirklich Graf Lykke. Obwohl der Adel in Norwegen längst abgeschafft ist, ließ man mir meinen Grafen. Warum? Eine Laune der Gesellschaft, die an Launen so überreich ist. Es würde mich nun sehr interessieren, zu erfahren, welchem Zufall ich es verdanke, von Ihnen für — einen anderen gehalten zu werden.“

Auch Aase hatte sich erhoben. Ihre schlanke, fast jünglinghaft schwale Gestalt war vom Feuer des Kamins wie mit Abendrot übergossen.

„Sie können mich nicht irre machen. Ebenso wenig werden Sie mich bereit finden, die Frage zu beantworten, die Sie soeben an mich richteten.“

„Dort naht der Kammerherr“, sagte der Graf rasch und begann seine Handschuhe wieder überzuziehen.

„Dies seltsame Ballgespräch an norwegischen Kaminen geht den Weg aller Ballgespräche — verweht — vergessen — aber zum Abschied noch ein Wort: Welcher Mensch ist je ganz der, für den er sich ausgibt, oder für den er gehalten werden möchte? Wer begreift das Geheimnis der zweiten Natur in dem einen Hause, das sich menschlicher Körper nennt? Wäre nicht mehr als ein vom Schicksal Auserlesener, wenn er nur wollte, oder den Mut dazu hätte, imstande, zwei untereinander ganz verschiedene Leben zu leben? Würden Sie es für unmöglich halten, Frau Aase Solaker, heute als das Schablonenwesen zu erscheinen, als das man Sie gleich bei Ihrer Geburt etikettiert hat, und morgen das Wunder Ihres Selbst aus der unergründlichen Tiefe zu schöpfen und nach seinem Geheiz zu denken, zu fühlen, zu handeln, über alle Grenzen hinauszuwachsen, kurz, zu leben?“

„Nein“, sagte Aase tonlos, „ich würde das nicht für unmöglich halten. In mir ist der Drang nach einer ganz anderen Welt, als sie sich mir darstellt, lebendig, seit ich in der Schule das ABC gelernt habe. Früher wirkte sich das in Unarten aus. Heute? Wie kann ich es wissen? Wohin wird es mich führen?“

„Zunächst in meine Arme“, sprach Lykke befehls-haberisch. „Sie werden ein einziges Mal heute tanzen, und Sie werden es mit mir tun, und sich dadurch alle anderen Herren verfeinden, die Sie mit Ablehnungen abgespeist haben. Aber wir werden uns nicht darum bekümmern, weder Sie noch ich, sondern den Augenblick auskosten, bis auf die Neige. Wir werden ein Stück Leben tanzen, Aase, ja, das werden wir, dem Kammerherrn Roustad just an der Nase vorbei —“

Leben hieß also gehorchen, keinen Willen mehr haben.

Die Musik trug sie, wie der Wind über den Meeren den Vogel trägt, wenn er gen Süden zieht, in die warmen Länder, in den ewigen Frühling.

Sie befanden sich nicht mehr in dem großen weißen Ballsaal des königlichen Schlosses zu Christiana. Während Graf Lykke die schöne Aase Solaker im Arme hielt und einer des andern Lebenswärme in sich übergehen fühlte, wirbelten ihre Seelen wie im Taumel in den blauen Himmel hinein.

Das Dach war abgehoben und nichts setzte dielem Lichttaumel mehr eine Grenze. —

Der Kammerherr biss sich auf die Lippen, bis sie bluteten. Sein Gesicht war weiß und die Züge entstellt.

Ein allgemeines Raunen und Tuscheln wuchs zu einem regelrechten kleinen „Sturm im Wasserglaß“ an und im Handumrehe war ein Komplott im Gange, die schöne Frau in Zukunft aus Bällen zu boykottieren.

Jeder Abgewiesene schwor Rache.

Die Hofdame, voll Schadenfreude, tippte dem Kammerherrn mit dem Fächer auf den Arm, daß er zusammenzuckte.

— „Haben Sie gesehen, lieber Kammerherr? Schamlos!“

„Was ist schamlos?“, fuhr er noch mehr erbliedend auf.

„Und da fragen Sie noch? Alle Paare haben ja aufgehört und starren das noch nie Dagewesene an. Da können unsere jungen Mädchen lernen. Wie sie die Augen schließt! Wie er auf sie niederschlägt und dann dieses langsame — langsame — wie soll ich sagen — langsame.“

Sie fand das Wort nicht.

„Wollen wir es einmal ebenso versuchen?“, höhnte der Kammerherr.

Doch Frau Brahe lachte laut: „Ich danke.“

Sie rauschte weiter, ein liebenswürdiges Lächeln auf den Lippen. Dann kam die große Pause und alles stürzte die Büffets.

Lykke führte seine Dame zu einem kleinen Tisch und ergatterte einen Teller mit kaltem Geslügel und zwei Schalen Champagner.

„Sind wir nicht wie auf einer Insel?“, flüsterte er, behaglich die Gesellschaft mustern. „Oh, wir haben diese guten Leute furchtbar böse gemacht — bereuen Sie es?“

Aase schüttelte den Kopf. Sie war noch immer wie

benommen, und alles, was um sie herging, ein bunter Traum, an dem sie unbeteiligt —.

Daß Lykkes Erscheinen ein ungeheures Aussehen erregte, nahm sie nicht weiter wunder. Sein Auftreten war selbstbewußter, weltmännischer als das aller anderen, selbst prominentesten Herren der hauptstädtischen Gesellschaft. Seine Eleganz war nicht vom Schneider, sondern ein Teil seines Selbst. Und darum trieb der Neid Blüten, der sich immer zuerst an Äuferes hestet, und diese Blüten seien Früchte des Klatsches an.

Er merkte es und die Sache machte ihm namenlosen Spaß.

Angehimmelt von den weißen Tauben, gefiel er sich darin, ihnen ein Lächeln zu schenken und doch niemals mit ihnen zu tanzen.

Ein zweites Mal an einem vergänglichen Abend soll man das Wunder nicht herausbeschwören wollen“, sagte Lykke, und sie verstand ihn.

Als die kleinen Wagen mit den Kotillonbuketts hereingefahren wurden, und die erwartungsvolle Erregung des Kotillons alle ergriff, suchte Lykke unter den Blumen. Er kam mit einer brennend roten Nelke zurück.

„Das ist mein Abschied. Bis zum Schluss hier zu bleiben und Sie in Ihr Hotel zu bringen, muß ich mir aus vielen Gründen versagen. Ich verlasse morgen in aller Frühe die Hauptstadt und weiß nicht, wann wir uns wiedersehen.“

„Vielleicht niemals“, sagte Aase und hing an seinen Lippen.

„Vielleicht.“

Er verbeugte sich kurz und ging.

Sie sah nicht mehr das Lächeln, das flüchtig um seine Mundwinkel spielte —

Der Kotillon tobte um sie herum, der Blumenduft erinnerte sie schrecklich an die Totenkränze des Herrn Solaker, Löckchen hingen als Strähne herab, feucht und rot waren ihre Gesichter, ein gewisser Grad von Auflösung machte sich bemerkbar.

„So weit sollte es nie kommen“, dachte Aase, „er ist klug.“

Kehraus-Stimmung. Der König und die Prinzen hatten sich zurückgezogen.

Frau Aase Solaker suchte mit den Augen die stellvertretende Gastgeberin, Frau Brahe, um sich endgültig von dem Hosleben zu verabschieden.

Ein Becher, an dem sie nur genippt hatte — um ihn für alle Zeiten aus der Hand zu geben.

Doch da passierte es, daß die Hofdame sie geslissenlich übersah. Auch sie war umringt von kniender Jugend.

In diesem kritischen Moment tauchte der Kammerherr auf wie aus einer Versenkung. Er flüsterte ihr ein paar Worte zu.

„Ich habe Ihren Wagen heimgesucht. Ich muß mit Ihnen sprechen. Bitte, erwarten Sie mich in der Vorhalle. Ich bitte um die Ehre, Sie in meiner Equipage nach Hause bringen zu dürfen.“

„Sie wohnen doch im Schloß“, entgegnete Aase mit leiser Abwehr.

„Nicht diese Nacht. Ich bin dienstfrei bis morgen — in zehn Minuten also in der Vorhalle.“

Was blieb ihr übrig, als nach seinem Willen zu tun, da er ihren Wagen nach Hause gesucht. Diese Art, über sie zu verfügen, machte ihr Blut sieden.

Man hüllte sie in ihren Pelz, der fast zu reich, zu kostbar war für ihre Zartheit.

Raben und Tauben, bis zur Unkenntlichkeit vermummt, drängten sich auf den Treppen.

Die Winternacht war eisig, der Nordwind fuhr durch die Wipfel des Parkes und pfiff den Heimkehrenden einen gellenden Zapfenstreich.

„Der Wagen des Herrn Kammerherrn Roustad!“, meldete mit Kommandostimme der Lakai vom Tor-dienst.

In Pelz und Zylinder stand Roustad neben Aase.

„Darf ich bitten?“

„Ein vornehmes Paar“, sagte hinter ihnen eine alte Dame.

„Das ist doch Die . . .“, kam es mit lästernem Eifer zurück.

(Fortf. folgt.)

## Im Eugeus.

Rings um mich wuchet graues Burggemäuer,  
Stein hingetürmt zu Stein; doch tief im Grunde  
Hinter dem Hanggestrüpp dehnt sich die hunte,  
Lichtfarbene Welt, schimmernd im Sonnenfeuer.

Gleich einem Bilderbuch scheint aufgeschlagen  
Das sanftgewelle Tal mit schmalen Wäldern,  
Mit Bach und Wiesengrün und gelben Feldern,  
Daraus die spitzen, roten Dächer ragen.

Hellgrün grasen Kühe auf der Weide.  
Ganz ferne dunkeln schwarze Tannengruppen  
Und steilen felsig spitzgewölbte Kuppen,  
Noch überhöht von blasser Bergesbreite.

Die graue Burg und dort blaudunkle Berge,  
Sie stehn wie urhaft ragende Gestalten  
Von Riesen, die mit finstern Gewalten  
Das sanfte Tal gleich einem Reich der Zwerge  
In ihres Herrntums strengem Banne halten.

Heinrich Leis.

## Libellen auf hoher See.

Von Hugo v. Kölle.

Wenn man an einem von Röhricht oder Bulschwerk gesäumten stillen Weiher dem graziösen Spiel der Libellen über der sonnenbestrahlten Wasserfläche zusieht, wird man sich schwer vorstellen können, daß diese so harmlos scheinenden Tiere in ihrem Reiche als außerordentlich gefährliche Raubtiere gefürchtet werden. Schon als Larven im Wasser, wo sie ihr erstes Lebensjahr verbringen, ernähren sie sich von anderen Wassertierchen. Nach einem Jahr kriechen sie dann an dem Halm einer Wasserpflanze an die Oberfläche, und aus den nunmehr aufplatzenden Haut schlüpft das von den Menschen so gern gesuchte fliegende Insekt mit den vier glasähnlichen, nekärtig geäderten Flügeln — die Libelle.

Unter den mehr als hundert Arten von Libellen, die in Europa vorkommen, ist eine der verbreitetsten die rostbraune, bläulich schimmernde Wasserlibelle.

Man weiß, daß Libellen in ausdauerndem und schnellem Flug sehr weite Strecken zurücklegen. Daz sie aber auch in großen Schwärmen über die Meere ziehen, dürfte nicht allgemein bekannt sein. Und noch weniger, daß sie dann unter Umständen auch den Menschen gefährlich, zum mindesten sehr unbehaglich werden können. Diese Erfahrung habe ich einmal im Ägäischen Meere gemacht.

Bei lebhaftem Südwind hatte unser Dampfer, von Saloni kommandiert, den Monte Athos passiert, an dessen steil abfallendem Massiv sich die Wogen des Ägäischen Meeres brachen. Gegen Morgen hatte zwar der Wind etwas abgeslaut, aber die noch ziemlich starke Dünung verursachte weiter heftiges Rollen des Schiffes, so daß die meisten Passagiere als Opfer der Seefrantheit in den Kabinen lagen, und die Begegnung mit den Libellen, von der ich erzählen will, nicht miterlebten.

Das Wetter hatte sich vollständig aufgeklärt, der wolkenlose, tiefblaue Orienthimmel spannte sich über die grünlichen, von weißen Schaumköpfen getrösteten Wogen. In der durchsichtigen Luft hatte man freien Blick bis an den Horizont, wo Himmel und Meer sich zu vereinigen schien.

Da tauchte plötzlich weit im Süden ein schwarzer Punkt auf, der sich, näherkommend, allmählich zu einem ansehnlichen Ball vergrößerte. „Poseidon spielt mit Agir Tennis“, wurde an Bord gescherzt. Aber der alte österreichische Lloyd-Kapitän auf der Kommandobrücke lebte sein Fernglas an die Augen und beobachtete aufmerksam das immer größer werdende Phänomen. Der Erste Offizier trat zu ihm. Man sah an den Gesten und Mienen der Beiden, daß keiner von ihnen eine Erklärung dafür fand. Die Zeit der Vogelsüge war längst vorüber; auch glich diese Erscheinung weder in der äußeren Form noch in der Flugart einem Schwarm ziehender Vögel. Inzwischen kam diese uns immer näher und wuchs sich allmählich zu einer umfangreichen runden Wolke aus. Es konnte keinem Zweifel mehr unterliegen, daß sie die Richtung auf unser Schiff nahm. Wir schienen sogar ihr Ziel zu sein. Das Interesse sämtlicher an Deck befindlichen Passagiere und Mannschaften hatte sich auf die vom Südwind gegen uns getriebene zugförmige Masse konzentriert. Wir alle hielten scharfen Aushalt; aber — was war es? — Es kam heran, schließlich ganz nahe. Eine lose zusammengehaltene Menge unzähliger kleiner Einzel-

förper. Jetzt erkannten wir, daß es sich um einen ungeheuren Schwarm liegender Insekten handelte. Und schon sauste dieser auf uns nieder, — zu Millionen! Wie aus einer sich mit einem Male entladenden Hagelwolke knatterten sie aufs Schiff. Das ging so schnell, daß man im ersten Moment gar nicht zum Bewußtsein kam, was eigentlich los war. Wir fühlten mehr als wir sahen, daß wir buchstäblich zugedeckt waren von — Libellen! Die zu Tode erschöpften Tiere hatten sich vom Winde treiben lassen, und um schließlich nicht ins Wasser zu fallen, hatten sie auf dem Schiff Rettung gesucht. Das ganze Deck, die Schiffsaufbauten, Kommandobrücke, Reelings, Wanten und Rahen waren mit Libellen bedeckt. Hunderttausende waren vom Winde an die äußere Backwand geschleudert worden und ins Meer abgeglitten. Auf Deck konnte man nicht einen Fuß vor den anderen setzen, ohne auf Libellen zu treten. Auch wir Menschen waren nicht verschont geblieben. Ein jeder von uns war von einem Libellenmantel förmlich übersogen. Höchst unangenehm und geradezu schmerhaft war es, wo die in Todesangst verzweifelten Tiere sich auf Gesicht, Hals und Händen mit ihren stachligen Schenkeln und Zangen festklammerten. In größter Gefahr waren die Augen, die jeder von uns zunächst zu schützen suchte. Einem Matrosen war eine Libelle ins Auge gestoßen und hatte ihn nicht unerheblich verletzt.

Das Schiff wurde nun durch sämtliche dienstfreie Mannschaften so schnell als möglich von den Libellen gesäubert. Die armen Tierchen wurden mit Besen zusammengefehrt und mit Schaufeln über Bord geworfen. Wir Menschen mußten uns selbst von den Anhängeln befreien. Das war nicht so einfach, denn die Libellen hielten sich so fest, daß man jede einzelne abreißen mußte. Dabei leisteten sich die Passagiere gegenseitig Hilfsdienste. Man hätte lachen mögen darüber, daß große, starke Menschen gegen zarte Libellen kämpften; aber wir konnten uns nur mit Mühe von ihnen befreien. Die Säuberung des Schiffes machte ebenfalls Schwierigkeiten. Wenn die Matrosen auf glatten Flächen auch die Libellen zusammenföhren konnten, so hingen in den Wanten und im Tauwerk doch Tausende und aber Tausende, die man gar nicht entfernen konnte. Erst gegen Abend, als sie sich wohl einigermaßen erholt hatten, sah man oben zwischen den Masten manchmal wieder Libellen fliegen, aber sie wollten auf hoher See augenscheinlich das Schiff nicht verlassen. Jedenfalls habe ich noch am nächsten Tage bei der Durchfahrt durch die Dardanellen eine Menge von Libellen an den Rahen, den gereiften Segeln und im Tauwerk an den oberen Masten gesehen. Erst hinter Gallipoli im Marmarameer verließen uns die letzten, noch lebenden Libellen. Neun Zehntel von ihnen aber hatte den Tod in den Wellen des Ägäischen Meeres gefunden.

Seit jenem Überfall auf unser Schiff ist meine Sympathie für die Libellen ganz bedeutend herabgemindert.

## Die Flaschenpost der „Guten Schwiegermutter“.

Von Dr. Volkmar Tro.

Diese kleine Geschichte von dem armen Fischer Tofang, der über Nacht ein wohlhabender Mann wurde, ist seines der uralten, chinesischen Märchen, sondern hat sich erst vor drei Monaten während der Kämpfe zwischen der Nanjingregierung und den Generälen der Hanlaugegenregierung abgespielt:

Tofang hockte an einem regnerischen Aprilmittag auf seinem Wohnboot am Ufer des Jangtse, eine Meile stromaufwärts von der kleinen Stadt Hoang, spülte die Schalen seiner Sonnenblumenkerne in das Wasser, hörte zu seinem Müßvergnügen Kanonendonner von Hanfau herüber, wo seit Tagen wieder gekämpft wurde, sah mit Nanjingtruppen vollgestopfte Dampfer stromaufwärts fahren, machte sich Sorgen wegen Plünderung und Einquartierung und ließ indessen seine sechs Komorane für sich arbeiten.

Diese großen Wasservögel ersekten vielen Fischern am Jangtse den Fischfang mit Neben, sie werden als junge Tiere leicht gezähmt, sitzen nebeneinander auf einer Bambusstange, stoßen von Zeit zu Zeit in das Wasser, tauchen, fliegen wieder auf das Boot zurück und liefern ihre Fische wie gut dressierte Hunde ab, da sie ein Eisenring um den Hals am Schlund der Beute hindert. Nach Schluss der Arbeit wird ihnen der Halsring über den Kopf gezogen und sie erhalten dann ihren Anteil an der Tagesbeute, der meist in den kleinen Fischen besteht.

Während viele Fischer ihre gefiederten Kulis ausbeuteten, hieß Tofang immer auf redliche Teilung und behandelte seine Vögel, die jeder ihren Namen hatten, höflich wie Familienmitglieder.

„Der fleißige Onkel“ und „Der graue Bruder“ tauchten unermüdlich. „Die schnelle Schwester“ fing die größten

Flüche. „Der weiße Bruder“ war weniger tüchtig, aber der Stolz Tofangs wegen seines schneeweißen Gefieders, während die „Gelbe Tante“ und „Die gute Schwiegermutter“ noch immer redlich ihr Brot verdienten, aber schon knapp vor der Ausmusterung standen. —

Tofang knabberte an seinen Sonnenblumenkerne, war ängstlich wegen des Kriegslärms und überdies ärgerlich wegen des trüben Wetters, bei dem seine Vögel nicht tauchen wollten. Sie watschelten auf dem Deck herum, putzten sich die Flügel wie nach Feierabend, trotzdem sie noch kaum für fünf Käsch Fische gesangen hatten.

Nach einer Weile stand Tofang auf, brannte vor dem kleinen, schmierigen Haussalat einiges Papiergeleb ab, damit der nächste Tag besser würde und die Truppen nicht nach Hoang lämen, und beobachtete dann einen Dampfer, der stromabwärts zog und nahe vorbei fuhr. Das Deck war mit Soldaten überfüllt, die würtelten und scheinbar Streit hatten, Tofang horchte aufmerksam nach dem Lärm hinüber, sah dann, wie unten aus einem der kleinen Kabinenfenster eine Hand herüberwinkte und gleich darauf einen hellen Gegenstand herauswinkte.

Im nächsten Augenblick sprang schon die „Gute Schwiegermutter“ von der Stange ab, stieß in den Strom und brachte ein kleines, verkorntes Fläschchen zurück.

Tofang öffnete es, fand einen Zettel darin, den er nicht entziffern konnte. Er war neugierig geworden, rüderte rasch zu dem Kaufmann Wong hinüber, der das Papiergeleb aufmerksam studierte, fragte, woher der Fischer es habe und dann sofort fünfzig Käsch dafür bot. Tofang witterte jetzt ein großes Geschäft, lief zu seinem Barbier, der die Schrift überflog, einen Kuli mit halbbrästetem Schädel sitzen ließ und in höchster Eile mit dem Filzher zum Stadtrichter rannte. Der alte Herr, ein Führer der Kuomingtang-Partei von Hoang, geriet in noch größere Aufregung als der Barbier, ließ sich noch einmal die ganze Geschichte erzählen und gab dann dem Fischer zweihundert Käsch gegen das Versprechen, daß er mit keinem Menschen über den Fund spreche. —

Tofang brannte an diesem Abend als Dank für das unverhoffte Geschäft ein Duwend Knallkröse ab und ließ der „Guten Schwiegermutter“ am nächsten Tage sämtliche Barsche, die sie sang. —

Er hatte den Zettel schon vergessen, als ihn nach vier Wochen der alte Tungchau rufen ließ. Und dann geschah das Unglaubliche, das Wunder, das wochenlang alle Fischer am Jangtze von Kingano bis Wuhan in Atem hielt.

Der Stadtrichter zählte zweihundert Silberdollar auf den Tisch, ließ sich die Summe bestätigen, teilte dem Fischer, dem beim Anblick des vielen Geldes schwindelte, mit, daß man durch seinen Fund den von den Nankingtruppen gefangen genommenen General Litsung durch einen Überfall auf den Dampfer, der ihn nach Nanking bringen sollte, befreien konnte. Zum Dank seiner Rettung sende ihm der General das Geld. —

Tofang ist heute in der ganzen Provinz Hupe ein bekannter Mann, er sieht nach wie vor auf seinem Boot, raucht, knabbert Sonnenblumenkerne, aber überläßt jetzt einem Kuli das unangenehme Geschäft, fünf Komoranen abwechselnd die Fische aus dem Hals zu ziehen.

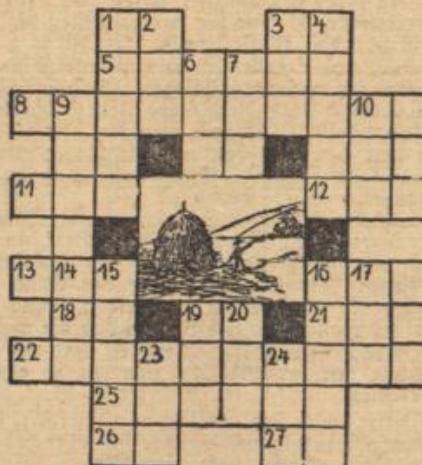
Der sechste Komoran, „Die gute Schwiegermutter“, hat ebenso ausgeliert wie Tofang: Sie taucht jetzt ohne Halsring, frisst, was sie fängt, und erhält überdies an jedem Morgen ein halbes Weizenbrot!

## Welt u. Wissen

Die Entdeckung der Lüneburger Heide. Die blühende Pracht der Lüneburger Heide wird jetzt wieder von Zahllosen bewundert, die sich an der eigentümlichen Schönheit dieser Landschaft nicht satt sehen können; aber es sind noch nicht hundert Jahre seit der Zeit vergangen, da man in diesem Heidegebiet nur eine „unwirtliche, öde Wildnis“ sah. Die Entdeckung der Lüneburger Heide gehört zu den interessantesten Kapiteln in der Geschichte des Naturgefühls; Emil Schaeffer behandelt sie in dem soeben in der Reihe der bei Orell Füssli in Zürich erscheinenden „Schaubücher“ von ihm herausgegebenen Band „Die Lüneburger Heide“. Lange Zeit schätzte man den Wert einer Landschaft hauptsächlich nach ihrem praktischen Nutzen, und erst dem romantischen Naturgefühl blieb es vorbehalten, gerade in der Einsamkeit und Wildheit unbewohnter und unfruchtbare Gebiete besondere Reise zu erschauen. Einer der maßgebenden Reisenden des 18. Jahrhunderts, J. G. Reussler, nennt die Alpen in einem Atem mit der Lüneburger Heide als „grausam abscheuliche Wildnis“, und man verglich diese von fruchtbarem

Land umgebene Einöde mit einem „Mönchskopf, der in der Mitte fahl, ringsherum aber mit Haaren bewachsen ist“. Noch als Platen in seiner satirischen Komödie „Der romanische Dediplus“ ein Sinnbild für die künstlerische Unfruchtbarkeit suchte, da wählte er die Lüneburger Heide, in der der Chor der Heidschnucken einen unpoetischen und mißtonenden Gesang anstimmte. Immerhin öffnete die Romantik die Augen für die Eigenart einer solchen werten einsamen Natur, die von Bienen umsummt, von Heidekraut und Heidelbeeren überwuchert ist. Das Vorbild, unter dessen poetischem Einfluß man die deutsche Heide betrachtete, war die schottische Hochlandsheide, die von dem „großen Unbekannten“, dessen Romane damals verschlungen wurden, von Walter Scott, so stimmungsvoll geschildert war. Als Hintergrund für schaurige Balladen erscheint so die Heide bei Annette von Droste-Hülshoff und Hebel, entfaltet wohl auch schon ihre Reize in den Dorfgeschichten, deren Begelung der Heimat in Immernmanns „Oberhof“ geschaffen worden war. Die trümmerische Idylle der Heide wird dann mit inniger Zartheit von Theodor Storm und seinen Nachfolgern besungen, während die Landschaftsmaler seit dem Vorgange des Hamburger Morgensterns sich immer eingehender mit den Farbenlängen diesen Erdenfelds beschäftigen. Heute hat die elementare Naturnähe der Heide Detlev von Liliencron in den wundervollen Gedichten des „Heidegängers“ geschildert, indem er die vier Jahres- und zugleich die vier Tageszeiten in der Heide malte. Der eigentliche Entdecker der Lüneburger Heide aber wurde erst Hermann Löns. „Feine Ohren waren erforderlich, die Pianissimo-Schönheit Stormscher Verse zu vernehmen, Liliencron muhte sich im Leben und im Tode mit dem Lob der Wenigen begnügen“, sagt Schaeffer, „aber Löns, um dessen Haupt die tragische Glorie eines Heldenodes strahlt, ist ein Lieblingsdichter seiner Nation geworden, und die Begriffe „Löns“ und „Lüneburger Heide“ sind nicht mehr voneinander zu trennen. Süden und Norden schwärmen in gleicher Weise für die Löns-Bücher; wer sie gelesen hatte — und wer hatte sie nicht gelesen? — den drängte es auch, die Heide zu sehen.“ So ist die Lüneburger Heide in unseren Tagen zu einem viel besuchten und viel bewunderten Denkmal landschaftlicher Schönheit geworden.

## Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Ausruf. 3. Fürwort. 5. Todesschlag. 8. Echsenart. 11. Verneinungsform. 12. Afrikanischer Fluss. 13. Speise. 16. Viehfutter. 18. Französischer Artikel. 12. Abkürzung für Sachsen. 21. Ausruf der Überraschung. 22. Bewohner eines Erdeils. 25. Ruh- und Bieranlage. 26. Lat. und 27. Siehe senkrecht 24. — Senkrecht: 1. Stadt in der Provinz Sachsen. 2. Abgekürzter Mädchennname. 3. Zahlwort. 4. Verhüllter Schlachtfeld. 6. Kindlicher Ausdruck für Großmutter. 7. Amerikanischer Vorname. 9. Vorname einer bekannten Figur aus 1901 Nacht. 10. Prophet. 14. Donaustadt. 15. Handwerkszeug. 16. Mädchennname. 17. Staatsliches Bündnis. 19. Englischer Titel. 24. In Verbindung mit wagerecht Nr. 27 Zeitalter.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 1902: Wagerecht: 1. Rasputin. 6. Pola. 7. Kalmus. 9. Inn. 10. Bad. 11. Tre. 13. Pro. 14. Elegie. 17. Anis. 18. Sandbank. — Senkrecht: 2. Span. 3. Pol. 4. Ulm. 5. Taub. 7. Knarre. 8. Satire. 12. Elan. 13. Pisa. 15. End. 16. Gib.